

Und der Titel, bitte?

Autor(en): **W.A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 41

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645884>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Tassen — große, kleine, winzige, weiße, vergoldete, golden gerahmte, geblünte, mannigfach bemalte. Da sind nicht nur Vasen aller Farben und Formen. Da sind nicht nur figurliche Stücke. Da gibt es auch eine große Mannigfaltigkeit der Sorten, der *Fabrikation*. Und nun haben wir in Bern das seltene Glück, einen Querschnitt durch das Schaffen der staatlichen Porzellan-Manufaktur Nymphenburg (München) zu genießen. Ausgezeichnete, ja bewunderungswürdige Kopien alter, meist glänzender Modelle werden nach wie vor hergestellt und angeboten, für die Zwecke des nützlichen Gebrauchs nicht minder als für die Zwecke reizenden Dekors. Die Ausstellung zeigt uns so richtig, daß das Porzellan eine Welt ist, worin das Kokoko lebendig bleibt: wir nehmen das Kokoko im Porzellan noch so unmittelbar, so natürlich, so selbstverständlich entzückt wahr, wie in der Musik — ja, das porzellane Kokoko scheint uns die Musik Mozart's zu illustrieren.

Ein großer, ein Modelleur von Gottes Gnaden, war der Schweizer Franz Anton *Bustelli*, der, in Locarno geboren, dem Unternehmen Auftrieb gab und schon im Jahre 1754 alle anderen Künstler verschiedener Manufakturen weit übertraf. Die Werke, die er in seinen neun Jahren bis zu seinem Tode 1763 schuf, sind von unübertrefflicher Grazie und Schönheit und bilden auch das Entzücken der Ausstellung bei M. Steiger & Co. an der Marktgasse. Aber man blieb nicht bei den alten Dingen, man arbeitete unermüdlich weiter und zwar in einem sehr ergiebigen Formensinn und das bis in die unmittelbare Gegenwart hinein. Man denke an die lebenswürdigen Antriebe, die Joseph Wackerle dem Porzellan gegeben hat. Seine Arbeiten an der Ausstellung sind aber auch entzückend und der Herr Professor wird uns sicher auf dem Gebiete der gediegenen Porzellan-Kunst noch manch schönes Stück entwerfen und formen. Ganz groß ist die Tierplastik vertreten und Namen wie Mène, Habenschaden und von Hayn sind für alle Zeiten als Bahnbrecher in gutem Klang.

Gerade das Aufgreifen der alten Tradition hat die Nymphenburger Manufaktur groß gemacht, aber daneben wurden zeitgenössische Künstler mit neuen Aufgaben betraut. Keramiker wie Niemeyer schufen neue Formen für Geschirre und Gefäße, Maler wie Sied, Hugo und Artur Dehme, Kraßer und Troost entwarfen neue Muster, um die überkommenen und die neuen Formen zu beleben. Ganz große Klasse ist Wolfgang von Werfin mit seinen Gefäßen, Geschirren und Vasen und er ist es, der vor allen Dingen zeitgemäße Formen neben die alten klassischen zu setzen vermochte. Es würde viel zu weit führen, auf Details einzugehen, doch seien hier ganz besonders die Soldatenfiguren erwähnt, die nach den Originalzeichnungen des leider viel zu früh verstorbenen Herrn Bochon von Hanns Goebel modelliert wurden und in der Ausstellung das Entzücken der Beschauer bilden. Diese Ausstellung bietet durch die vertretene hochkultivierte Kunst einer Manufaktur viele Anregungen, und dem Veranstalter, Herrn Steiger, gebührt großes Verdienst. Die Ausstellung, die unabhängig vom Geschäft durch einen besonderen Eingang besichtigt werden kann, darf jedem Kunst- und Porzellan-Freund bestens empfohlen werden.

Sicher, aber nicht gewiss!

Eine Bismarck-Anekdote.
Erzählt von H. Schmidt-Ellrich.

Bismarck sagt man nach, daß er die deutsche Sprache in all ihren Feinheiten meisterte wie kaum einer. Daß er schon zu Lebzeiten in diesem Rufe gestanden hat, dafür sprechen zahlreiche, zum größten Teil verbürgte Anekdoten, die sich vorwiegend mit des Kanzlers und gewiegten Diplomaten Sprachgefühl befassen. Der schönsten eine mag diese sein:

Die Gemahlin eines auswärtigen Gesandten, gelegentlich einer Gesellschaft bei Hofe Bismarck's Tischdame, möchte ihren schweigsamen Nachbar in ein Gespräch verknüpfen. Es will schlecht gelingen.

„Ach, Erzellenz“, klagt sie, für die Deutsch nicht die Muttersprache ist, „die deutsche Sprache ist doch eine so schwierige Sprache!“

Dies ist nun das Thema, für das der Fürst empfänglich ist.

„Nicht, daß ich wüßte!“ protestiert er. „Das behaupten Leute, die sie nicht kennen und es nicht der Mühe wert halten, sich in sie einzufühlen. Was haben Sie gegen unsere Sprache?“

„Nun“, formuliert die Dame ihren Einwand, „sie ist in vielem nicht genau genug, wenn man so sagen will. Es gibt da, sehen Sie, oft mehrere Vokabeln für den gleichen Begriff, und die rechte Wahl ist schwer.“

„Ausgeschlossen, gnädige Frau. Bei uns hat jedes Wort seinen bestimmten Sinn und jeder Begriff seine klare Ausdrucksform. Ein Beispiel für das Gegenteil werden Sie kaum nennen können.“

„Doch, doch“, ereifert sich die Gesandte, „nur einen Augenblick . . . aber da hab' ich schon eines: ‚essen' und ‚speifen'. Was ist für ein Unterschied im Speisen und im Essen, frage ich Sie?“

„Unter Umständen“, ist Bismarck's Antwort, „ein gewaltiger! Sie wissen doch — es steht in der Bibel —: ‚Christus speiste die fünftausend Mann'. Möchten Sie hier Ihre andere Vokabel, die angeblich gleichen Sinnes ist, anwenden?“ —

Die Nachbarin, verblüfft über solche Schlagfertigkeit, sucht nach einem anderen, schlagenderen Beispiel. Triumphierend endlich kommt es: „Sicher' und ‚gewiß'. Ich bitte Sie, es ist etwas entweder sicher und gewiß oder es ist unsicher und ungewiß. Wollen Sie hier vielleicht auch eine Grenze ziehen, Fürst?“

Der Fürst zieht sie. Er kommt nicht aus dem Gleichgewicht.

„Bleiben wir“, sagt er, „wo wir soeben waren: ‚In der Nacht, da er verraten ward, führte er seine Jünger an einen — sicheren Ort.' Nur an einen sicheren, meine Gnädigste . . .“ —

Die Dame errötet, bleibt aber zäh. Fieberhaft überlegt sie weiter. Und macht noch einen Fund. Aber nun kommt es schon zaghafter: „Senden' und ‚schicken“. Ob Bismarck hier immer noch eine Verschiedenheit fände?

Der seufzt erst. Dann sagt er: „Leider ja. Aber jetzt lassen Sie uns nicht mehr zurückschweifen um Jahrtausende; bleiben wir unter uns und im engsten Kreise. Sehen Sie dort, schräg über die Tafel hinweg, Ihren Herrn Gemahl? Wohl ist Ihr Herr Gemahl ein Gesandter, — — aber kein geschickter . . .“

An dieser Stelle, so wird berichtet, wurde die Tafel aufgehoben, das Gespräch war zu Ende. Wir wissen nicht, ob die Dame vielleicht doch noch ein viertes Beispiel gefunden hätte. Wir bezweifeln es.

Und der Titel, bitte?

Autoren, Buchtitel und Verlage sind Dinge, vor denen viele Leute einen ganz besonderen Respekt haben, und zwar deshalb, weil sie fürchten, sie könnten sich eine Bildungsblöße geben. Wenn sie ein Buch kaufen oder bestellen, so werden sie befangen. Sie wittern Schule, Geprüftwerden, Tagierung ihres Wissens dahinter. Aber eine kleine Unwissenheit ist doch gar nichts Schlimmes — alle Bücher hat ja niemand gelesen! — und auch eine große Unwissenheit läßt sich ausbessern, wenn der rechte Eifer einmal kommt.

Hier ein paar wahre Beispiele aus der Praxis, zur Aufmunterung, wie einer mit sehr ungenauen Vorstellungen und mangelhaften Ausdrücken eine Buchhandlung betrat oder sich schriftlich an sie wandte und zuletzt trotz allem sein Buch erhielt. Seines Wissens Lücken sollen auch hier gar nicht an den Branger gestellt werden; denn einer Buchhandlung sind auch etwas schiefe Bestellungen sicher lieber als gar keine. — So macht es noch kein Kopfzerbrechen, wenn auf einer Postkarte „Die letzten Tage von Bomba“ bestellt werden (vielleicht war der Besteller ein Sachsel). Und verzeihlich ist es auch, wenn einer Gerhart Hauptmann seines Pathos' entkleidet und leichtthin „Die Dameninsel“ statt „Die Insel der großen Mutter“ bestellt; denn ehrlich gesprochen: wo ist der grundsätzliche Unterschied? Die Bestellerinnen von „Salmson und Dahlia“ und der „Biene Maria“ waren nicht schwer zufrieden zu stellen. Dagegen brauchte es einige höfliche Erkundigungen, bis man einem, der den „Coiffeur

von Seldwyla" wünschte, mit einem Operntext des Rossini'schen Meisterwerks, das uns ins ehemals schöne Sevilla führt, das richtige Buch vorlegte. Eine ähnlich hübsche Kombination ist „Die lustige Witwe von Windsor". Aus Riga wird ein „Breneli ab em Guggistrog" bestellt, statt des „Davoser Stundenbuchs" biedere „Davoser Stumpfen", und von Holland ein „Altertums-pensionsgesetz" (Gesetz für Altersversorgung), während er anderer statt der „Glogge vo Wahlere" eine „Gluggere vo Wahlere" begehrt. Eine sucht den bekannten Hauptmann'schen Kezer in Solfana, einer Heilstätte bei Saanen, während er aber — fern dieser Kur — in Soana lustig weiterfündigt. Schwer war es, die Bestellung auf Gotthelf, „Silda und Gertrud" auf „Pestalozzis „Lienhart und Gertrud" umzudeuten. Eine vergnügliche Anekdote à la Boccaccio (vielleicht nicht ganz stubenrein) ließe sich zum Titel „Der Spaß der Nonnen" erfinden. Ob der Besteller dann mit dem „Schatz der Armen" — denn dieses Buch war gemeint — wirklich seine Erwartungen erfüllt sah?

Bücher der Liebe und Ehe werden häufiger als andere falsch bestellt; rührend in seiner Simplität ist „Ehezuchtbüchlein" statt „Ehezuchtbüchlein"; und ein gebranntes Kind war es wohl auch, das statt des arglosen Mundartlustspiels „Für all Fäll" ein Buch „Die Ehefalle" verlangte. Zur Psychologie und Charakterdeutung aus dem Fehreden ist's von da nicht mehr weit. „Meine Geliebte und die meiner Gäste" (statt „Geschichte") gehört wohl auch in dieses Kapitel; und statt der „Vollkommenen Ehe" wurde mehrfach eine verkommene bestellt. Ver-menschlichung des Ideals ist das. Ein seelisches Nebenherum mag es auch sein, wenn statt des wohlgemeinten Jungmädchenbuchs „Du und die andern" ein Band „Die andere Frau" gewünscht (weil erwünscht) wird. Und interessant ist der psychische Reflexer, wenn einer — es war zu Beginn der Remarquezeit — mit den Worten „An der Front was los, oder so" in den Laden tritt und eben jenen anderslautenden Titel meint. Und wieder in neuzeitlicher, antiromantischer Umdeutung „Die verlorene Dokumentenmappe" statt „Die verlorene Handschrift", oder sogar: Jakob Bühler, Diesel- oder Dufelmotor (denn „Didel oder Dudel" war ihm wohl eine gar zu simple Melodie). Zwei Bestellungen aus Kindermund: statt des unschuldsvollen Jugendbuches „Auf blumigen Matten" möchte einer lieber „Auf blutigen Matten" besitzen. Und ein forsches Büebli verlangte einmal zum Erstaunen der Lehrtochter „Wie fehle ich meinen Mann"; und dabei war er nicht etwa von seiner Mutter oder älteren Schwester geschickt, die sich selber genierten zu kommen, sondern er meinte, hier Tricks der Selbstverteidigung und Fesselung seines Gegners finden zu können.

Und solcher Art mehr. Herrjah, wem passierte nicht einmal so etwas. W. A.

Weltwochenschau

Finanzdebatte

Der Nationalrat hat die Dringlichkeit des neuen eidgenössischen Finanz-Notprogramms bejaht. Programm Nr. 3 geht also durch, wie die beiden ersten; der Zustand unserer Finanzordnung wird damit als unregelmäßig und immer noch nicht normal bezeichnet und soll einmal, und wer weiß wann, durch einen endgültigen Status ersetzt werden; wie diese eidgenössische Neuordnung aussehen wird, darüber weiß man trotz allen Krisenerfahrungen noch immer nicht Bescheid. Garantien gegen Abbautendenzen gibt es nicht, nicht im heutigen dringlich genehmigten Provisorium, nicht im geahnten Definitivum.

Was auffällt, ist das geringe Verständnis des Nationalrates für die verschiedenartige der Situation im Jahre 1937, gemessen an den Schwierigkeiten der bösen Jahre, die den „Notverordnungen" riefen. Es spielt scheinbar keine Rolle, daß die Abwertung des Schweizerfrankens das Ausrutschen der Wirtschaft abgrundwärts endlich aufgehalten. Oder wenn es eine Rolle spielt: Anscheinend

haben die eidgenössischen Abgeordneten keine Lust, zuzugeben, daß es die Senkung des Franken-Wechselkurses gewesen, und nicht Regierungsweisheit, welche die Wendung gebracht. Denkt man daran, daß die übermächtige Mehrheit der gesetzgebenden und ausführenden Behörden in der Abwertung des Landesunglück gesehen, so versteht man, wie ungern sie daran erinnert werden. Und etwa zuzugeben, daß es kein Landesunglück, daß es im Gegenteil die Wendung zur Rettung gewesen, wer dürfte das den Propheten von gestern zumuten!

Berdienstlich wäre es aber immerhin gewesen, sich im stillen Kämmerlein umzustellen und zu erkennen, daß alle Deflationen des Jahres des 3. Programms verschwinden müßten. Verhindern sie doch, daß die Wirtschaft den vollen Profit aus der Abwertung ziehen wird. Leider wurde die durch „Abwertungs-Leurung" verschlimmerte Lohnkürzung der „Eidgenössischen" nicht gutgemacht, und nur in besonders beschämenden Fällen, wie bei den Schulsubventionen des Bundes, wurden weitere Kürzungen verhindert. Es ist einfach so: Die Parteien, die „rechts vom Linksfreisinn" horsten, memorieren das Lied vom Sparen, und von links her tönt es leider nicht eindeutig genug, daß die Bundesfinanzen sich automatisch mit der Besserung der Wirtschaftslage sanieren, ja, daß eine andere Art der Sanierung wirtschaftschädigend wirken müsse, im Endeffekt nämlich.

Bezeichnenderweise hat der Nationalrat dem Bundesrat nur in einer Richtung die Gefolgschaft gesagt: Belastung des Besitzes wurde abgelehnt. Es wird also keine „Ubergewinnsteuer" und keine Vermögenszuwachssteuer geben. Dafür haben die Volksvertreter unter welscher Führung, die den Weinbau subventionieren und die Weinsteuer beseitigen, uns die Tabak-, Zucker-, Del- und Fettbelastung gelassen.

Die nationalrätliche Finanzdebatte zeigt das vertraute Bild einer Versammlung, die sich gleich bleibt, weil die Interessen, die sie vertritt, gleich geblieben, und keine neuen Gesichtspunkte oder Machtverschiebungen aufgetreten. „Es geht nicht vorwärts."

Hinterkulissenspiel

Es wird zweifellos hinter den Kulissen verhandelt. Das ist der Eindruck, den man aus den verschiedensten Meldungen erhält. Das Bedürfnis, aus einer verfahrenen Lage herauszukommen und für eine spätere Partie mit verbesserten Chancen antreten zu können, scheint ebenso im siegreichen Lager der Diktatoren wie bei den Demokratien zu wachsen. Wobei die Motive auf beiden Seiten andere sind.

Auf Seiten der Demokratien wandeln sich die Nötigungen mit jedem Erfolg der Japaner in China zu Dringlichkeiten. Man muß in Betracht ziehen, daß Japan mit der Eroberung Chinas Indien bedroht und damit den Bestand des britischen Reiches angreift. Und britisches Reich heißt europäische Vorherrschaft in der Welt. Da aber Frankreich, der zweitmächtigste Kolonienbesitzer, mit England steht oder fällt, fügt sich ihre Solidarität im chinesischen Handel ganz von selber.

Bei den Diktatoren weiß man nicht, wie weit die deutschen Hilfeversprechungen gegenüber Mussolini gehen. Andernfalls wäre die Rechnung, wie der Handel nun laufen und zu Ende gehen werde, leicht genug: Wir würden sehen, daß die Engländer die Zeit ausnützen und dem Duce den Frieden diktieren wollen, solange China die Japaner in Atem hält. Ein Diktat, das Mussolinis Prestige so weit als nur möglich schon, das planen die Engländer. Denn sie brauchen, wenn sie in Asien auftreten wollen, Sicherheit an allen europäischen Fronten, und nicht „Feinde im Rücken".

Bestimmte Vorschläge der Engländer an Italien lassen sich bis heute nicht erkennen. Bald heißt es, das Imperium werde anerkannt, sobald Mussolini die Freiwilligen an der spanischen Front zurückziehe. Bald lautet die Lesart anders: Wenn die Italiener die Balearen räumen, darf der italienische König hoffen, von London als Kaiser behandelt zu werden. Dann wieder verlautet, Franco habe sich bereit erklärt, seine „Fremden-